

24. Erzählwettbewerb an der Julius-Springer-Schule

2. Preis: Lukas Quinn für die Kurzgeschichte „Zwei-Welten-Musik“

Ein Klimpern im Becher. Metall auf Metall. Rostrote Münzen, goldene Münzen, angelaufene Münzen. Passanten betäuben sich mit Musik aus Kopfhörern, doch dieses verhaltene, beinahe spöttische Klimpern ist die einzige Musik, die Samuel braucht.

Samuel ist 51, war mal blond (jetzt nicht mehr), hat als Klempner gearbeitet (auch das jetzt nicht mehr), trinkt seit einigen Monaten nicht mehr (so viel) und ist obdachlos. Automatismen setzen ein: Er bedankt sich mechanisch bei dem vorbeiziehenden Herren, dessen Gedanken und Gestalt schon ein paar Meter weiter sind.

Zeit, den Becher zu leeren, sodass nur wenige Münzen am Grund zurückbleiben, sonst gibt keiner mehr was. Im selben Zug rückt er sich auf seiner Decke zurecht, ein kariertes, altes, verschlissenes Ding, genau wie er, nur das er nicht kariert ist.

Um ihn aufgetürmt stapeln sich seine wenigen Habseligkeiten, er sitzt wie in einem Fort.

Nur ein einziges weiteres Lebewesen findet hinter diesen Mauern Platz, in seiner Festung der Einsamkeit, und es hebt ob der plötzlichen geradezu hektischen Aktivität den kleinen, pelzigen Kopf.

Treudoofe Augen sehen Samuel an, mit dem Blick, den nur Hunde drauf haben. Traurig erwartungsvoll blicken sie, etwas stumpf, zugleich bittend. Unwiderstehlich.

Er wuschelt dem kleinen Wesen durch das braun-grau-matschfarbene Fell, lächelt. In seiner Welt sind Definitionen nicht mehr das, was sie mal waren. Mit Ungewissheiten und Annäherungen muss (und kann) er leben. Zu zweit herrschen sie in dieser Festung über ihr unklares Reich. Zu zweit leben sie auf der Straße.

Geteiltes Leid ist doppeltes Leid, oder so ähnlich. Die staubgraue Wüste der Industrie stinkt nach Industrie. Wind treibt den Geruch verbrannter Schokolade vor sich her wie ein Hirte sehr sehr dreckige Schafe. Wenn er dreht und seine andere Herde holt, riecht es schwefelig und irgendwie schwingt fauliges Ei mit.

"Da sind sie wieder", flüstert Samuel verschwörerisch und wuschelt etwas fester, "Ich hab wohl Fans, Kleiner."

Seit wenigen Tagen tauchen immer dieselben jungen Leute auf. Immer nur kurz, aber er hat das Gefühl, als observierten sie ihn. Manchmal waren sie zu zweit, manchmal allein. Heute waren sie zu viert. Drei junge Männer mit Allerweltsgesichtern in entsprechenden Klamotten und eine ebenso junge Frau mit Rastalocken. Verfilzte Schlangen über einem ernsten Blick. Samuel hat aufgehört, sich zu wundern.

"Was die wohl wollen?" Menschen wollten immer etwas.

Der Hund, der keinen näher bestimmten Namen und keine Zukunft hat, wie Samuel, blickt, wie Samuel, besorgt, als ob er etwas verstünde. Doch das tat er immer, sein haariges Spiegelbild. Gefunden hatte Samuel das blutjunge Tier in einem Karton im rattenverseuchten Park beim Engelhorn. Er hatte kein Geld für Impfungen, er hatte kein Geld für sich selbst. Er hatte nichts, bis auf den Hund und das Klimpern der Münzen.

Nach dem gelben Licht der Stadtnacht kommt der dunstige Stadtmorgen. Tagschicht löst Nachtschicht ab, Betrunkene schwanken heim wie einsame Schiffe auf rauer See, Arbeitende rasen zur Arbeit. Wenige gehen mit ihren Hunden, so wie Samuel. Er schlendert durch die verteilten Parks, seine Festung bleibt unbewacht. Bevor er den Hund und dessen flauschige Ohren rettete, blieb er meistens an Ort und Stelle, wegen dem Klimpern.

Als der Hund einen Haufen setzt, riecht es nach Schwefel, der Wind hat gedreht.

Menschen ziehen vorbei, immer mehr, je weiter der Morgen voranschreitet. Trotz des Gedränges sind sie fern.

Samuel hat Futter in seiner Festung, Futter für beide Bewohner, vielleicht kann er sich einen Kaffee leisten, viele Menschen scheinen mit schlechtem Gewissen durch die Welt zu gehen. Als sie zurückeilen, wird die Festung belagert. Vier Jugendliche, Rastafrau und die Allerweltler warten auf ihn. Sein Herz beschleunigt, es fühlt sich krank an, seine Nervenenden brennen kalt. Ein rostiger Ferrari in seiner Brust. Es ist eine gewöhnliche Reaktion auf eine ungewöhnliche Situation.

"Entschuldigung", spricht einer.

"Können wir reden?", ein anderer, es ginge um den Hund, den treudoofen, pelzigen Mischling von einem Straßenkötter. Der erste Sprecher scheint auch der Führer zu sein.

"Finden sie nicht, dass er Besseres verdient hat?"

"Besser als was?" Samuels Stimme ist rau und kratzig, langsam und undeutlich. Ungewohnt eben.

"Also das, ", seine Hand wedelt über die armselige Festung, "das ist doch kein Leben"

Pause.

"Für einen Hund."

Pause, Pause, Pause.

"Nein", sagt Samuel.

"Doch", sagt der Führer, "seien Sie vernünftig, er ist wahrscheinlich nicht mal geimpft."

Oh Gott, denkt sich Samuel.

"Nein, aber bald, ich spare." Eine Lüge. Die nächsten vier Worte tun weh.

"Wir sind vom Tierschutz, verstehen Sie?"

Die beiden Worte am Ende hört er nicht. Der Junge sieht entschlossen und gut ernährt aus. Samuel ist kein hübscher Obdachloser, nicht mal der Hund ist besonders hübsch.

"Aber das ist meiner!", ruft er leise, das Kunststück der Verstoßenen.

"Ist er nicht, er ist niemandes Hund, er wird es gut haben." Keine Widerrede, meinte er damit. Kein Widerstand. Um ihn herum strömt das Leben, sieht ihn an - und schnell wieder weg. Die

beiden Nichtsprecher treten vor, expandieren in Samuels Blickfeld, schnappen sich den Hund. Dieser jault überrascht, strampelt überrascht, kämpft überrascht.

Samuel tut dasselbe, sie waren sich immer ähnlich gewesen. Der Griff des jungen Mannes ist stark und unnachgiebig, sie drehen sich, Samuel zappelt zu viel. Er schreit und ruft, der Strom fließt.

Die beiden ringen, er verliert. Die Gruppe versucht sich zu lösen, ruft Unverständliches. Er klammerte sich an den Hundeentführer, Jaulen entflieht dessen Armen. Samuels Augen brennen, tränen. Jemand zerrt an ihm, ruft an ihm, schubst ihn. Er stolpert fast, Tränen machen ihn blind. Das Gesicht verzerrt, Augen und Mund weit aufgerissen, schlechter Atem schlägt den Tierschützern entgegen wie Schwefel und faule Eier.

"Nein!", ruft Samuel, diesmal laut. Er wiederholt sich, wiederholt sich, wiederholt sich.

Etwas Stumpfes prallt auf sein Gesicht, er fällt, ohne es zu merken. Im Gerangel sind sie nicht weit gekommen, er landet in seiner gefallenen Festung, auf zertrümmerten Mauern, und bleibt liegen.

Tränen rinnen, Ströme strömen, Winde wehen. Samuel schluchzt vor Hilflosigkeit. Die Menge löst sich auf.

Eine Minute später, seltsamerweise genau sechzig Sekunden um exakt zu sein, klimpert es. Ein grausamer, kosmischer Scherz. Eine Münze landet auf dem kleinen, rostroten, goldenen Haufen neben dem umgefallenen Becher, aber die Musik ist weg.



(Fotos mit Genehmigung, Fußgängerzone Mannheim, 22.04.2016)



Lukas Quinn wurde am 11. August 1992 in Texas (USA) geboren. Er lebte dort sechs Jahre, kam dann nach Deutschland, wo er viele Schulen im Umkreis von Heidelberg besuchte, bis er 2012 in Feudenheim sein Abitur ablegte. Nach 20 Monaten Bundeswehr begann er eine Ausbildung als Medienkaufmann (Digital und Print), besucht als Schüler der 1 DP 1 die Julius-Springer-Schule.

Schreiben bedeutet für ihn „Selbsta Ausdruck“, die Möglichkeit, seine eigenen Gedanken und Gefühle niederzuschreiben. Man kann Geschichten erfinden, Ideen verbreiten, egal, ob sie nun wichtig oder unwichtig sind.

In seiner Kurzgeschichte „Zwei-Welten-Musik“ geht es ihm prinzipiell um das Thema „Verlust“. Und um Verzweiflung. Keiner der Antagonisten ist böse. Weder die jungen Tierschützer, die dem Obdachlosen das einzige, was er hat, wegnehmen, noch der Mann, der sich nicht richtig um seinen Hund kümmern kann. Es gibt keine Moral in der Geschichte. Nur das Gefühl des Verlustes.

Lukas Quinn würde sehr gerne weiter schreiben, aber nicht hauptberuflich. Das Schreiben sollte nicht zur Notwendigkeit werden.

Er hätte am Wettbewerb auch teilgenommen, wenn es keinen Preis gegeben hätte, nun nimmt er den Scheck von Herrn Krause doch sehr gerne entgegen, da er wegen eines anstehenden Umzugs „jeden Cent braucht“.